



Ökologischer Jagdverband e.V.

Aus einem Vortrag von Elisabeth Emmert, Alte Poststr. 20, 57537 Wissen (2010)

König der Wälder oder großer brauner Rindenfresser – Rotwildbejagung aus Sicht des ÖJV

Für das Rotwild gilt – wie für alle unsere vermeintlichen „ProblemTierarten“ - dass nicht die Tierart als solche oder deren Verhalten problematisch sind, sondern der Umgang des Menschen, in erster Linie des jagenden, mit dieser Art.

Einige Anmerkungen zum Status quo:

Rotwild:

- Die **Geschichte** des Rotwilds zeigt, dass sich Zeiten einer regionalen Ausrottung mit Zeiten einer starken Hege abwechselten. Das Wild reagiert auf veränderte Umweltbedingungen und veränderten Jagddruck sehr schnell und flexibel, der Aufbau von hohen Populationsdichten geht erstaunlich rasch vor sich. Wie anhand der Abschusszahlen als Maßstab eindeutig nachweisbar, haben sich die Rotwildbestände in den letzten 100 Jahren in Deutschland mindestens verzehnfacht. Sie sind heute in Mitteleuropa so hoch wie wohl nie zuvor seit Beginn der Waldentwicklung nach den letzten Eiszeiten, auch wenn zeitweise in verschiedenen Hofjagdrevieren des Klerus oder des Adels hohe Wilddichten gehegt wurden. Die Erfolgsstory des Rotwilds in den verschiedensten Lebensräumen zeigt dessen enorme Konkurrenzkraft und Flexibilität.
- Rotwildvorkommen **außerhalb des Waldes** werden derzeit aufgrund der jagdlichen Eigeninteressen der Jagdausübungsberechtigten angestammter Rotwildreviere und zur Vermeidung von Beeinträchtigungen der Landwirtschaft verhindert. Doch Rotwild kommt auch außerhalb der ausgewiesenen **Rotwildgebiete** vor, stellenweise durchaus in nennenswerten Dichten. Der Abschuss aller Individuen, „die den Kopf rausstrecken“, wird nicht konsequent

vollzogen. In manchen Bundesländern ist der Abschuss von Kronenhirschen außerhalb der Rotwildgebiete gar nicht gestattet.

- Eine **Wanderung** von Individuen ist auch über sonstige Brücken (Straßen, Feld- und Waldwege) über Autobahnen möglich und wird ohne Zweifel genutzt. Rotwild ist nicht zwangsläufig und a priori eine wandernde Art. Nur wenn es durch große jahreszeitlich Unterschiede in der Nahrungsverfügbarkeit notwendig ist, unternimmt es saisonale Wanderungen. Die Wanderung aus den Bergwäldern der Alpen in schneearme Hochlagen oder ins Vorland wurde bereits im 19. Jahrhundert und schon vorher in fürstpröbstlicher Zeit durch „Hineinfüttern“ in die Hofjagdreviere verhindert, um den winterlichen Aderlass durch die „Bauernjäger“ zu verhindern. Z.T. wurde die Lenkung noch durch Gatter unterstützt (z.B. Solling, Berchtesgaden), doch die Fütterung wirkt bereits als unsichtbarer, jedoch wirkungsvoller Zaun. Durch den Abschuss der trotzdem wandernden Individuen riss die Tradition bereits lange vor dem Bau jeglicher Autobahn ab.
- Von den saisonalen Wanderungen zu unterscheiden sind die Ausbreitungsbewegungen meist junger Stücke, die einzeln oder in kleinen Gruppen neue Lebensräume erschließen und zu genetischen Austauschprozessen beitragen.
- Bisher gibt es keine Nachweise einer **genetischen Isolation** und deren negativer Auswirkungen. Dies wurde z.B. bei Untersuchungen der bayrischen Rotwildgebiete durch Kühn (1998, TU München) bestätigt. Die genetische Verarmung durch Isolation ist bisher nur eine theoretische Möglichkeit und nicht nachweisbar, gleichwohl sollte die Anpassungsfähigkeit an evolutive Anforderungen erhalten bleiben. Die Entstehung vieler bundesdeutscher Rotwildbestände aus sehr kleinen Ausgangsbeständen aus wenigen Tieren ist als Grund für eventuelle genetische Asymmetrien zu berücksichtigen, Sie ist gleichzeitig Beweis für die Überlebens- und Ausbreitungsfähigkeit kleiner und kleinster Teilpopulationen.
- Die Zurückdrängung auf Waldlebensräume ist in erster Linie historisch bedingt und entspricht nicht der Herkunft des Rotwilds aus **Offenlandbereichen**. In größeren geschlossenen Waldgebieten ist aufgrund der geringen Verfügbarkeit

von Äsung eine niedrige Dichte und die Beschränkung auf kleine Familienverbände vorprogrammiert.

- Das Vorkommen **natürlicher Feinde** in vom Menschen unberührten Waldgebieten wirkte Wildkonzentrationen entgegen
- Bereits anhand der Strecken ist zu belegen, dass von einem drastischen Rückgang oder Zusammenbruch der Rotwildbestände trotz seit Jahrzehnten geäußelter Reduktionsabsichten nicht die Rede sein kann. Gerade in den letzten Jahren sind die Zahlen wieder deutlich nach oben gegangen – ein Hinweis auf ebenso steigende Bestände. Ein große Wildart, von der nachhaltig über 50 000 Stück in einem dichtbesiedelten Land wie Deutschland erlegt werden können, hat auf der **Roten Liste** nichts zu suchen. Schon gar nicht, solange unverbissene Tannen und Eichen oder ungeschälte Fichten und Buchen in vielen Rotwildgebieten Mangelware sind.
- Der „Nationalparkeffekt“ mit großer Vertrautheit nicht bejagter Populationen und die Möglichkeit, Rotwild in hohen Dichten in Gattern zu halten, beweist, dass die Art mit der Nähe des Menschen keine Probleme hat und keineswegs generell als „hochsensibel“ gelten kann, im Gegenteil. Auch hinsichtlich der Sozialstruktur, des Raumnutzungsverhaltens und der Lebensraumanprüche kann das Rotwild als außerordentlich plastisch gelten. Sensibel reagiert es nur auf direkte Verfolgung, so dass der **Jagd die Schlüsselrolle im Management des Rotwilds** zukommt und darin auch die essentielle Ursache für die Verteilung in Zeit und Raum zu suchen ist.

Lebensraum:

- Mit der Trophäen- und Zahlenhege (wohlgemerkt nicht mit dem bloßen Vorkommen von Rotwild) waren regelmäßig enorme **Wildschäden** verbunden, in früheren Jahrhunderten in der Landwirtschaft, seit Mitte des 20. Jahrhunderts jedoch zunehmend im Wald. Die Schadenssituation ist sowohl abhängig von der Dichte als auch der zeitlichen und räumlichen Verteilung des Wilds – und beides ist wiederum primär abhängig von den praktizierten Bejagungsstrategien inklusive Fütterung. Auch in den deutschen Wäldern am Anfang des 21.

Jahrhunderts kann von einer wirklichen Entspannung der Schadenssituation nicht die Rede sein, wie die folgenden Beispiele schlaglichtartig beweisen.

- Nach der letzten Bundeswaldinventur von 1990 waren in den alten Bundesländern 12% aller Fichten über 10cm BHD geschält - und das im Bundesdurchschnitt, nicht nur in den Rotwildgebieten!
- Aus dem Landeswaldbericht 1996 der Landesforstverwaltung Nordrhein-Westfalen: „Wildschäden in einer Größenordnung von mehr als 200 DM je ha und Jahr sind nicht außergewöhnlich. Das sich durch hohe Schälgrade vergrößernde Betriebsrisiko und die damit verbundene Absenkung der durchschnittlichen Umtriebszeit um ca. 10 Jahre lässt weitere Mindererlöse in der Größenordnung von 40 DM je ha und Jahr vermuten. Die erzielbaren Jagdpachten können solche Schäden nicht annähernd decken.“
- In Thüringen wird insbesondere in den Rotwildgebieten großflächig der Waldbau von der Jagd diktiert, gravierende Schäden im Wald sind die Regel. „Die Jagd konnte trotz der gewaltigen Anstrengungen der LFD aufgrund der Widerstände durch die meisten Forstamtsleiter sowie der obersten Jagdbehörde mit ihren Trophäenzuchtstrategien weder betriebswirtschaftlich noch waldbiologisch verbessert werden.“ (Volker Trauboth, LFD Oberhof, 2002)
- In Rheinland-Pfalz wird selbst seitens der zuständigen Referenten der obersten Jagdbehörde zugegeben, dass Schälsschäden wieder vermehrt auftreten und auch im Staatswald gravierende Probleme darstellen. In einem einzigen Forstamt im Hunsrück entstanden 2001 850 000 DM Einbußen durch Wildschäden und Schutzkosten, das sind 200 DM/ha und Jahr. Im gleichen Zeitraum waren waldverwüstende 5-8% neuer Schälsschäden zu verzeichnen.
- Im Westharz wurden 1996 im Durchschnitt 5% neue Schälsschäden festgestellt, die höchsten Werte lagen über 10%. Das bedeutet eine mehrfache Totalschälung innerhalb des 30jährigen Gefährdungszeitraums.
- In Brandenburg wurde Ende letzten Jahres von namhaften Wildbiologen festgestellt, dass 25% zu viel Schalenwild vorhanden sind, wobei der Prozentsatz sicher als unterste Untergrenze zu werten ist.
- Auch bei Anwesenheit von Rotwild müssen die seitens des Eigentümers und der Gesellschaft erforderlichen waldbaulichen Ziele erreichbar sein und nicht nur vereinfachte Verjüngungsziele mit dem Verzicht auf bestimmte Baumarten.

Ziele eines ökologischen, lebensraumorientierten Rotwildmanagements:

- Rotwild ist als Tierart artgerecht zu erhalten, Einschränkungen der Bejagbarkeit sind in Kauf zu nehmen. Auswahlkriterien sind, wenn überhaupt erforderlich, nicht nach Gesichtspunkten der Trophäen sondern der Wildbiologie und des Tierschutzes festzulegen.
- Die Schäden durch Rotwild im Wald, und gegebenenfalls auch auf landwirtschaftlichen Flächen, sind auf einem tragbaren Niveau zu halten. Dabei ist den Zielvorstellungen der Waldbesitzer Priorität einzuräumen. Die weitere Akzeptanz des Rotwilds seitens der Grundbesitzer ist nur bei Beschränkung der Schäden auf ein vertretbares Maß gewährleistet.

Schlussfolgerungen

- Dort, wo Rotwild im Wald auftritt, soll es in geringen Wilddichten auf großer Fläche und nicht in hohen Dichten auf kleiner Fläche vorkommen.
Konzentrationen sind zu vermeiden, da sie den natürlichen Verhältnissen in Wäldern widersprechen und zwangsläufig zu nicht tragbaren Schäden am Waldökosystem führen. Inzwischen gibt es ausreichend Beispiele dafür, dass Rotwild gerade in geringer Wilddichte (0,5 – 1 Stück / 100 ha) artgerecht leben und den vorhandenen Lebensraum optimal nutzen kann. In nahezu allen Rotwildgebieten ist dazu die drastische Reduzierung der Populationen erforderlich. Durch gezieltes jagdliches Eingreifen ist die Verteilung der Individuen auf größere Flächen zu fördern.
- Eine stabile **Sollwilddichte** ist gegenüber der Rücksichtnahme auf den Wald zweitrangig, Rotwild ist ohnehin nicht zählbar.
- Der ÖJV ist nicht gegen die Schaffung von sinnvoll errichteten **Grünbrücken**, die einer Vielzahl von Tierarten zugute kommen können, wenn nachweislich Wanderungshindernisse bestehen. Wanderungsmöglichkeiten und Schonung mobiler Individuen darf nicht zur Etablierung weiterer Rotwildgebiete der

herkömmlichen Prägung mit den entsprechenden Waldbeeinträchtigungen führen. Doch genau das ist ohne eine Jagdwende und Änderungen in den Köpfen der Jagdausübenden zu erwarten.

- Grundsätzlich ist den Lebensraumansprüchen von Rotwild als **Offenlandart** verstärkt Rechnung zu tragen. Modelle wie z.B. in den USA mit unbejagten Beständen auf Äsungsflächen im Grünland, auch in unmittelbarer Nähe des Menschen, sind zu testen. Schäden in angrenzenden Waldbereichen dürfen dabei nicht entstehen. In Sonderfällen, wenn Rotwild aufgrund des hohen Erlebniswerts für Naturfreunde gezielt beobachtbar gemacht werden soll, wie z.B. im Schönbuch, ist das als klare Zielsetzung zu definieren. Dann sind erhöhte Aufwendungen zur Waldbewirtschaftung und Lebensraumgestaltung auch akzeptabel, können aber nicht als Modell für den Umgang mit dem Rotwild auf großen Flächen herangezogen werden.
- Solange die derzeitige Form der Rotwildhege unumgänglich erscheint, sind begrenzte **Rotwildgebiete** erforderlich, da andernfalls eine nicht akzeptable Gefährdung bislang rotwildfreier Wälder die Folge wäre. Erst dann, wenn als Folge eines lebensraumverträglichen Rotwildmanagements gesichert ist, dass Waldökosysteme nicht gefährdet sind, kann über eine Änderung oder Abschaffung von Rotwildgebieten nachgedacht werden.
- Solange ausschließlich die **Trophäe** bei der Rotwildbewirtschaftung im Mittelpunkt steht und hohe Pachtpreise als Recht auf den regelmäßigen Abschuss von kapitalen Hirschen und entsprechend hohe Wilddichten gesehen werden, ist keine Änderung zu erwarten. Wir als Jägerinnen und Jäger haben es in der Hand, durch einen vernünftigen und verantwortungsvollen Umgang mit dem Rotwild seine Zukunft zu sichern. Andernfalls wird sich die Situation mit dicht besetzten, teuer bezahlten Freiluftzoos in immer kleineren, eng umgrenzten Ghettos weiter verschärfen.
- Das häufig vorschnelle Zugeständnis, dass bejagbare Rotwildbestände eben auch unvermeidbare Schäden verursachen, zieht sofort die Frage nach der Definition dieser **Bejagbarkeit** nach sich. Und als bejagbar gelten Rotwildbestände in Deutschland nach wie vor erst dann, wenn ein bestimmter Hirsch zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort von einer bestimmten Person erlegt werden kann. Die absolute Vorhersagbarkeit von Höhe, Zeitpunkt und Ort

der Abschussmöglichkeiten ist unter Bedingungen eines waldverträglichen Bestands nicht mehr gegeben. Die nach wie vor trophäenzentrierten Egoisten der Jagdausübenden in Rotwildrevieren sind in fast allen Bewirtschaftungsbezirken der Grund dafür, dass ein konfliktfreies (oder wenigstens –armes) und „unschädliches“ Vorkommen nicht möglich erscheint.

- Das **Rotwildmanagement** ist vom Reviersystem zu entkoppeln und im Konsens mit den Grundbesitzern und naturschutzfachlichen Gesichtspunkten in regionalen Bejagungseinheiten zu regeln.
- Auch beim Rotwild sind die Dichten an die natürliche **Lebensraumkapazität** während des ganzen Jahres anzupassen. Nicht 2 oder 5% der Waldflächen sollen Äsungsflächen sein und als solche gepflegt werden, sondern 100% - aber eben für entsprechend angepasste Bestände.
- Gerade die Bergwälder des Alpen- und Mittelgebirgsraums sind kein Wintereinstand für Rotwild. Ein wesentlicher Grund für die Unterbindung der Wanderungen ins Vorland ist die Fütterungspraxis, die ja ursprünglich den Zweck hatte, aus Jagdneid das Rotwild im Gebirge zu halten und die nicht aus Gründen der Arterhaltung oder des Tierschutzes erfolgte. Wo immer möglich, ist die Tradition des Überwinterns in den waldfreien Hochlagen zu unterstützen, wie das z.B. bei den „Steinhirschen“ in der Steiermark der Fall ist.
- Die Einrichtung von **Wintergattern** widerspricht einem naturnahen Wildmanagement. Wenn in Ausnahmefällen oder für Übergangsfristen Wintergatter für notwendig erachtet werden, sind sie zur erforderlichen Reduzierung der Bestände zu nutzen.
- **Fütterung** als Lenkungsinstrument führt zwangsläufig zu Wildkonzentrationen und ist nicht notwendig für Populationen, die an die Lebensraumkapazität angepasst sind – auch wenn diese gering ist.
- Weder Spaziergänger noch Jogger, weder Reiter noch Pilzsucher sind der Grund für **Verhaltensänderungen** und das vielbeklagte „Heimlichwerden“ des Wildes, sondern in erster Linie Jäger, die in Verfolgung ihrer Eigeninteressen falsche Jagdstrategien anwenden. Der bekannte „Nationalparkeffekt“, der gerade beim Rotwild besonders deutlich auftritt, ist der schlagende Beweis dafür. Offene Diskussionen zu diesem Thema müssen letztlich in jagdpraktische und jagdrechtliche Veränderungen münden.

Jagdpraxis:

Eine zukunftsweisende, lebensraumorientierte Rotwildbejagung wird beispielsweise in Bayern im Forstamt Heigenbrücken in der Hegegemeinschaft Spessart Nord praktiziert. Ähnliche Strategien werden auch in anderen staatlichen Forstämtern oder in Schutzgebieten (Nationalpark Hochharz, Bayerischer Wald, Schönbuch).

- In erster Linie sind die vielerorts nach wie vor weit überhöhten Bestände durch alle effektiven **Jagdmethoden** auf ein waldverträgliches Maß zu reduzieren. Ist das erreicht, ist der Abschuss nur auf revierübergreifenden Bewegungsjagden zu erbringen. Dies verbessert auch die Einhaltung der Abschussvorgaben, die möglichst unkompliziert sein müssen, so dass zumindest der Abschuss von Kahlwild und jungen Hirschen auf den Bewegungsjagden getätigt werden kann. Vordergründige phänotypische Merkmale wie die Kronenbildung des Geweihs fließen nicht in die Vorgaben ein.
- Die **Jagdzeiten** sind drastisch zu verkürzen, um den Störeffekt durch die Jagd zu minimieren, auf die Sommerjagd ist zu verzichten.
- Große Rudel sind vorrangig zu bejagen, um **Konzentrationen** entgegen zu wirken. Einzelne stehende, im Offenland oder in Randbereichen auftretende Stücke sind zu schonen, um die Verteilung des Wildes und selten gewordene Raumnutzungstraditionen zu fördern.

König der Wälder oder großer brauner Rindenfresser

Das Rotwild ist beides – je nachdem, wie der Mensch mit ihm umgeht und welche Projektionen er auf ihn richtet. Um ihm eine zukunftsfähige Rolle im Naturhaushalt und in der Gesellschaft zukommen zu lassen, sollte es weder das eine noch das andere sein. Nur ein pragmatischer, im Wesentlichen von ökologischem Wissen und Verantwortung für den gesamten Naturhaushalt geprägter Umgang mit dem Rotwild wird ihm in Deutschland eine konfliktarme Zukunft fernab von unnötigen Polarisierungen ermöglichen. Dazu reicht es nicht, sein vermeintlich negatives Image als Objekt der Trophäensucht und Waldzerstörer

zu ändern. Es ist notwendig, die Realitäten zu ändern. Wenn die für den Umgang mit dem Rotwild verantwortlichen Jagd ausübungs berechtigten vernünftig mit ihm umgehen, ist es weder notwendig, das Rotwild zur Chefsache eines Bundeskanzlers zu machen noch der Gesellschaft eine höhere Schadenstoleranz abzuverlangen. Auch beim Rotwild muss als Grundsatz weder „Wild vor Wald“ noch „Wald vor Wild“ gelten, sondern „Wald vor Jägerinteressen“.

Es ist weder Schädling noch hehres Kulturgut, sondern ursprünglicher Mosaikstein unserer Naturlandschaft wie der Regenwurm oder die Eiche, das Weidenröschen oder die Fledermaus.

„Es ist schwierig geworden, über Sinn und Unsinn des Trophäenkults nachzudenken. So schwierig, dass es bereits einem Sakrileg gleichkommt, das Bestehen eines solchen für möglich zu halten. Nein, nichts liegt uns Jägern ferner, als Trophäenkult zu betreiben. Aber wehe, es wagt einer, die erbeuteten Knochen auf den Speicher zu bringen...

Nicht jene verraten das Rotwild, die seit Jahren seine wirklich drastische Reduzierung in Problemgebieten fordern, sondern diejenigen, die ständig „auf Zeit setzend“ die Abschusserfüllung hinausschleppen.“

Bruno Hespeler, Journalist

„Der Trophäenjäger hegt und pflegt sein jagdliches Selbstwertgefühl und sein soziales Ansehen unter seinesgleichen, ohne Rücksicht auf die Folgen für den Wald und dessen Schutzwirkungen. Man wäre geneigt, die heutige Trophäenjägerei als kindliches Tun zu qualifizieren, würde sie nicht mit großem Ernst und innerer Anteilnahme betrieben. ... Ein psychologische Untersuchung der tieferen Beweggründe gewisser Jagdbräuche brächte wohl ans Tageslicht, dass hier ein Kompensationsverhalten am Werk ist, das zu den vielen psychischen Ausartungen unserer Zeit gehört. Dass sich der davon befallene Jäger dieser Zusammenhänge nicht bewusst ist und auch nicht bewusst werden will, das macht die Sache nicht einfacher.

Walter Bosshard, Direktor der Eidgenössischen Anstalt für das forstliche Versuchswesen, Zürich, 1986

„Es ist nicht dringlich zur Zeit, den Hirsch zu schonen. Es ist dringlich zur Zeit, ihn zu schießen. Der menschliche Wolf hat versagt. Er ernährt sich von Kalbfleisch und jagt den Hirsch als Knochenschmucklieferanten für die Wand überm Sofa.“

„Es ist an der Zeit, das Rothirschgeweih als Statussymbol zu entzaubern. Wenn die Renommierjäger mit ihren Knochenschauen an Herrenzimmer- und Kegelbahnwänden ... endlich niemandem mehr Eindruck machen, weil alle Welt weiß, dass diese Geweihe sehr oft von halbdomestizierten Krippenfressern gewonnen wurden, dann ist endlich das Schussfeld frei für die biologische Jagd.“

Horst Stern 1971

„Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber soviel kann ich sagen, es muss anders werden, wenn es gut werden soll.“

Georg Christoph Lichtenberg, 1793, zur Situation der Rotwildbejagung in Deutschland
2002